

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 50

Artikel: Gottfried Christen
Autor: W.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gottfried Christen. Damenporträt. 1917. (In Tempera.)

Schaudernd bedeckt es beide Augen mit den Händen; aber das gramverzehrte Gesicht wird deutlicher, größer und dunkler sind die Augen und blicken es drohend an. Jetzt steht er unterm ewigen Licht vor seiner Bahre, eine Hand streckt er aus, die andere trägt das Kreuz, er kommt näher; aber das sind nicht Friedlis Augen, so groß und flehend. So streckt er die Hand, als ob er sich wehren müht vor ihm: „Du, was tust du mir in meiner Totenruhe! So laß mich rein, du, vor den Leuten!“

Broneli zittert; leis jammernd, mit tastenden Händen flieht es durch den dunklen Gang, und wie es suchend nach der Türe strebt, entfällt der Hand der Stod, fällt kollernd auf den Boden. Es fährt mit einem Schrei zusammen. Mit beiden Händen greift es nach der Tür, dem Riegel. Schweiß steht auf der Stirn. Hastig und ängstlich zerrt es; der Riegel ist fest und unbeweglich. Wie ein gehetztes Tier seufzt Broneli auf, und immer näher kommt der Geist, tastet mit ausgestreckter Hand und hebt das schwarze Kreuz. Da regen sich die schwarzen Gestalten der Heiligen in den Fenstern und streben und drohen nach dem Weiblein.

„O jeeh!“ — und fällt erschöpft und hilflos an der Tür zu Boden.

Broneli, das schwache Geschöpflein, brach zusammen wie ein mürber Baum im Sturm und liegt jetzt ruhig auf den steinernen Platten des Bodens. Ruhig wird sein Atem, schwächer werden seine Seufzer. Wie im alten Baum der letzte Saft noch webt und schafft, bis alle Blätter dürr, und wie er am Boden noch die letzten grünen Blätter treibt, als ob er träumt vom Blühen im Lenz, so kam's auch über Broneli noch, als es gebrochen dalag. Ein Engel hatte mit ihm Erbarmen, gab ihm die Hand und führte es ins Traumland hinüber:

Es träumt, es komme in den Himmel, und an der Türe, wie es zögert, in das große helle Licht zu treten,

sagt der Engel: „Wart, ich will dich führen! Komm, Broneli, herzlich mit!“

Da kommt ihnen der liebe Gott entgegen und lächelt in seinem weißen Bart, und dort hinten im Garten sieht es den Friedli im hellen Engelskleid, und der liebe Gott winkt ihn herbei und sagt: „Zueg, Friedli, 's Broneli, wo von ihm brichtet heft!“ Und Friedli reicht ihm die Hand und gibt ihm liebliche Worte. Als sie durch einen schönen Garten kommen, wo von den Bäumen goldgelbe Früchte hängen, langt er nach einem Ast und reicht ihm eine mit lächelndem Gesicht: „Da, nimm, du bist wohl durstig geworden, gelt!“

So träumte Broneli in der Kirche auf dem harten Boden. —

In der Kirche ist es still die ganze Nacht, die Heiligen in den dunkeln Fenstern stehen groß und schauen herab wie einst und immer. Und weit vorn im Chor liegt der Herr. Die Kerzen leuchten flackernd auf sein Gesicht; und er schläft und weiß

nichts vom Schmerz der Welt. Ruhig liegen die Hände auf der Brust und halten fest das Kreuz mit seinem Heiland. Das Licht der Kerzen wirft einen schwachen Schein, und wenn es fladert, so leuchten die Farben der Fenster auf, und es ist, als ob die drei Jünger den ruhigen Blick hinabgewandt hätten und wachten, damit der stille Hirt da unter dem ewigen Lichte friedsam ruhen könnte.

Hinten an der Türe schläft ein Menschlein und träumt, es sei in den Himmel gekommen nach seinem langen, schmalen Weg. Langsam schleicht der Tag durch die Fenster. —

Am Morgen fanden sie Broneli in der Kirche und glaubten, es sei tot. —

Als es erwachte aus den Träumen, ward es nochmals traurig, wie es wieder wirkliche Menschen sah und noch auf Erden war. „Hättet ihr mich schlafen lassen! So schön!“

Sie trugen Broneli nicht mehr heim; im alten Pfarrhaus, neben der Kirche, wohl im Stüblein, wo der Herr gestorben, dämmerte es seinem Tod entgegen, und als es seinem Friedli ins Grab läutete, lächelte Broneli. „Ja, du, ich komme!“ sagte es mit schwacher Stimme. Als es ausläutete, war es auch entschlafen.

Das war Broneli, das so lang gewartet auf sein bißchen Glück. Als es ihm zur Kirche läutete, meinte wohl einer zum andern auf dem Weg: „Tröst Gott 's Broneli im Himmel! 's mußt immer einzig sein auf dieser Welt!“

Und wer es sagte, lehrte froher zu den Seinen.

— Ende —

Gottfried Christen.

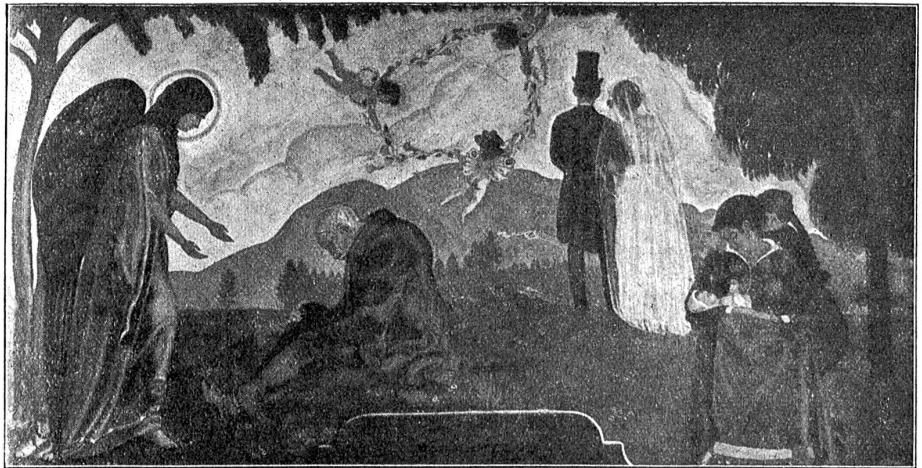
(Ein Bernermaler.)

Erst kürzlich war ich bei meinem lieben Gottfried Christen an der Kramgasse unten. Ich besuche ihn gerne, denn es läßt sich gut plaudern und diskutieren mit ihm. Aus seinem Leben hat er mir berichtet; er hat sich mir anvertraut, wenn auch etwas mit Widerwillen. Seine Erleb-

nisse und seine Werke sind für ihn Dinge, die nicht mehr ihm gehören; im Momente des Geschehens bereicherte er sich an ihnen, sog sich seine Seele voll daran, lagen sie hinter ihm, so gehörten sie der Allgemeinheit und waren für ihn schon verloren.

„Ich bin in Bern geboren,“ erzählte er mir, „und nach meiner „Waffenhüslers- und Gymnelerzeit“ wollte ich Architekt werden. Ob ich mich als Lehrbub im Handwerk nicht wohl fühlte, oder ob der etwas philistinerhafte Geist der Berner Kunstschule mich wegtrieb, kann ich heute nicht mehr sagen, sei es wie es wolle, ich mußte fort; Italien rief mich. 1910 war es mir beschieden, zum erstenmal den geheiligten Boden zu betreten; die alten Italiener, vor allem Fra Angelico und Botticelli haben einen nachhaltigen Eindruck auf mich ausgeübt. 1911 vertauschte ich Italien mit Frankreich, mit Paris, wo ich mich an der Académie Delécluse Akt- und Porträtstudien hingab. Ich habe hier viel profitiert, die freie, feine Art der Pariser Bevölkerung hat es mir angetan. So sehr ich Paris liebe, so steht mir Italien, vor allem Rom, noch näher. 1913 und 1914 atmete ich wieder die Luft des sonnigen Südens. Die Academia Reale, das Istituto di Belle Arti, öffnete mir seine Tore; an schönen italienischen Modellen studierte ich in erster Linie den menschlichen Kopf. Aus allen Gegenden Europas lernte ich hier Kunstgenossen kennen, die sich mit gleicher Begeisterung wie ich dem edlen Künstlerberuf in die Arme geworfen hatten, manch origineller Rauz ist mir noch heute aus jenen Zeiten in guter Erinnerung. Als 1914 die schweizerische Landesausstellung eröffnet wurde, da war ich wieder in Bern und wurde vor die Aufgabe gestellt, in der Ausstellung im „Dörfli“ das Pfarrhaus gegen den kleinen Friedhof hinaus mit Wandmalereien zu verzieren. 1916 erhielt ich den mir sehr angenehmen Auftrag, am Stalden unten das „Chlapperläubli“ mit Gemälden auszustatten. Es schien mir das Beste, in diesem stillen Winkel die Lebensalter in symbolischer Weise darzustellen. Seit dieser Zeit bin ich immer in Bern sesshaft gewesen, d. h. das Wort „sesshaft“ im weitesten Sinne seiner Bedeutung genommen, denn viele Räume mußten sich für mich in Ateliers umwandeln lassen. Ich nistete mich zuerst an der Junkerngasse ein und kam mir als halber Patrizier vor im großen getäfelten Herrschaftssaale; ich zog an die Nägelgasse; ich nahm, wie es die alten gnädigen Herren getan haben, meinen Sommeritz in der äußeren Enge draußen; ich zügelte wieder in die Stadt auf den Münsterplatz und nun bin ich an der Kramgasse gelandet, das Weitere überlasse ich dem Schicksal. Ich denke, es werden mich in der Bundesstadt noch viele Räume beherbergen müssen.“

Gottfried Christen ist eine einfache, stille, bescheidene, aber selbstbewußte Erscheinung. Mit Seinesgleichen hat er sich in Bern und auch auswärts nicht zusammengeschlossen. Er geht seine eigenen Wege. Er läßt die Werke anderer gelten, wenn sie ihm anerkennenswert erscheinen, im andern Fall geht er mit einer abwehrenden Handbewegung und mit einem leichten Spötteln darüber hinweg. Er ist gegen alles Cliquewesen und der ärgste Feind von Schemaarbeit. Seine Einstellung zur großen Kunst richtet sich nicht nach den Ansichten einer tonangebenden Persönlichkeit. Für ihn gibt es nur das Eine: Ganz aus sich herauschaffen, ehrlich ohne andere nachzuahmen, ohne andern abzugucken. Gottfried Christens Werke atmen nicht den Geist einer bestimmten Gesellschaft. Er prüft zuerst sein Inneres, geht ganz



Gottfried Christen. Wandgemälde: „Die Lebensalter“. (Laubenabschluss am Stalden Nr. 32, Chlapperläubli.)

in sich selbst, um von da aus der Natur die intimsten Stimmungen abzulauschen. Ich erinnere mich an einen Ausspruch, der das Schaffen des Künstlers besonders charakterisiert: „Der Künstler muß versuchen, das Unterbewußte an das Licht zu bringen. Dazu braucht er keine Kolossalgemälde, keine heroischen Schlachtenbilder, es geht auch mit dem Stilleben. Es kommt nur darauf an, was der Betreffende alles hineinzulegen versteht.“

Gottfried Christen ist ein großer Freund der Musik und ich habe ihn früher oft in seinem Atelier, am Klavier sitzend, angetroffen. Seine kleinen und großen Werke wollte er zuerst in der Musik, im Reich der Töne fühlen und empfinden. Oft wies er darauf hin, daß Chopin nur das Klavier brauchte, um jede Herzensregung zum Ausdruck bringen zu können.

Gottfried Christen ist bis jetzt nicht allzu oft vor die Öffentlichkeit getreten, sei es aus dem Grunde, daß er von seiner Arbeit selbst nicht befriedigt war oder sei es, weil man ihm gewisse Hindernisse in den Weg stellte. Christen ist Landschaftler, Porträtist, Stillebenmaler und Graphiker. Für ihn wurde es ein Bedürfnis, nicht einseitig zu sein. Aus einem innern Trieb heraus wendet er sich einer bestimmten Richtung zu. Sein Wesen verlangt Gegensätze und Abwechslung in der Arbeit. Von der Schwarzweißwirkung des Holzschnittes und des Radierens schwenkt er plötzlich ab und berauscht sich an grellen Blau und Rot und Gelb eines Stillebens. Von hier ist der Sprung zur Landschaft kein großer mehr. Sein Gesamtwerk wird aber dadurch nicht zerrissen, die Einheit wird durch einen starken Kunstwillen gewahrt, das Abschwanken nach links und rechts liegt in seinem Charakter. Unser Künstler spinnt die Fäden nach allen Seiten aus, von allen Seiten empfängt er, er verarbeitet das Empfangene in seinem Innern und Pinsel, Blei und Schneidemeßer müssen die Idee ans Tageslicht fördern helfen.

Im Frühsommer 1923 hatte Christen eine intime Privatausstellung in zwei Räumen an der Kramgasse arrangiert. Hier konnte man wohl zum erstenmal des Künstlers Wesen als Einheit erfassen und begreifen. Das Stilleben herrschte vor. Seine Art hier vorzutragen hat etwas sehr persönliches an sich und wenn, wie schon bemerkt, der Künstler nicht an einem bestimmten Schema festhält, so hat er sich doch selbst Schranken gesetzt und Geleise gegeben. Jedes seiner Stilleben ist eine wohlbedachte Komposition, harmonisch aufgebaut, und jedes dieser Werke hat etwas Einladendes, etwas „Heimeliges“ an sich. Christen pflegt erst eigentlich seit 1919 das Stilleben, gleichsam als farbiges Gegenstück, (in das er jede feinste Seeerregung, jede gewollte Farbenharmonie hineinlegen kann), zum Schwarz-Weiß des Holzschnittes. Der Künstler ist der größte Gegner

aller Effekthascherei, er ist vor allem für möglichst große Steigerung der Klarheit in der Ausdrucksweise, für Tiefe der Auffassung. Diese Einstellung zur Kunst kommt am besten in seiner Landschaftsmalerei zum Ausdruck. Christen malt wohl nach der Natur, er will aber dem Momentanen, das er festhält, eine tiefere Bedeutung geben, den Moment auf eine höhere Stufe stellen, der Außenwelt nach seiner Auffassung etwas verewigen. Bezeichnend dafür ist eine schöne Herbstlandschaft aus dem Jahr 1919. Der Beschauer soll dabei etwas Wuchtiges, Heroisches empfinden, ein Allegro, un poco maestoso.

Diese Art, sich in seine Motive einzuleben, ist auch beim Künstler als Graphiker anzutreffen. Seine geschnittenen und radierten Blätter haben alle etwas Tiefempfundenes, Großzügiges, der Natur Abgelauchtes, und doch wiederum etwas einem allgemeinen Naturgesetz Untergeordnetes an sich.

Jeder Künstler strebt einem eigenen, besondern Ideal entgegen, einem Ideal, das wohl keiner jemals erreicht. Dieses beständige Ringen um dieses Ideal bildet den fortgesetzten Antrieb einer jeden Künstlernatur. Gottfried Christens Weg, der dahin führt, ist schnurgerade und kennt keine Nebenwegelein. Wie weit unser Künstler auf diesem Pfade vorwärts kommen wird, können wir und auch er heute nicht sagen; möge Fortuna ihm hold sein. Dr. W. B.

Der Gang d'ür di alti Bärnermäß.

Von R. Gfeller.

(Schluß.)

Bäbi wird ganz verdukt ob Christes Gschpräch, chehrt si tiffig um u verpöht ihm mit d'r rächte Hand d's Muu. „Aber Christe, was faut dir o y? Schwig mer mit setzige Sache, es chunt dänch de no fröh gnue!“ —

Si gange wnters; untereinisch louft alles gäge-n-en allmänds-großi Brätterhütte; bim Ygang schpielt e Kapälle grad d'r alt Dessauermarsch, währed e par befradti Bedienti druflos Programm uesteile. Das sig di großi, berühmti Zouberrhütte vom Agoston, seit Christe, das sig si d'r wärt ga z'luege, wie dä zoubere chönn.

D's Programm lutet:

Salon Agoston

Heute Montag Nachmittags 4 Uhr,
Große Gala-Zaubervorstellung.

1. Ueberraschungen und Verwandlungen auf dem Gebiete der Physik, Magie und Illusion.
2. Ein Hexensabbath auf dem Bloksberge.
3. Eine Friedhofsszene um Mitternacht.
4. Das Verschwinden einer Person mitten auf der Bühne.
5. Die Enthauptung eines Zuschauers, welcher alsdann wieder lebend an seinen Platz zurückkehrt.
6. Reise von Hamburg bis zum Golf von Neapel.
7. Geistererscheinungen.
8. Dr. Faust, Leben, Taten, Höllenfahrt.
9. Das Mädchen aus der Feenwelt. — Der höchste Triumph der Illusion.
10. Der Geister auf Island. — Das größte Wunder der Hydraulik mit dem prachtvollen Schlußtableau: Krieg und Frieden.

Nach de Füse isch d'Vorstellung uus; Christe-n-u Bäbi mache du no schnäll e Rundgang um d'Schühematt. Wo si bi ne re Schiebbude verbylouse, rüeft so ne glichnigleti Zumpfere d'm Christe zue:

„Wolle Sie mal schieße, mei Herr? Vier Schüh bloß zwanzig Centimes, komme Sie mal, propiere Sie's mal, frisch gewagt ist halb gewonnen!“

Christe isch e famose Scharfschüh; ohni si lang z'bsinne, nimmt er d's Gwehr i d'Hand, zielt und puff! puff! puff! puff! mues unter sim sichere-n-Dug und Hand eis Pfniffli

nam andere d's Läbe lah. Gärn wäre si jiz no zäme i d'Menagerie vom Schwarz oder i Zirkus Wulf, ganz bsunders hätt ne no gfalli di großi Wachsbiiderhütte u no besser d's Flohtheater, aber Christe meint, si heige d'Zyt z'brunche, es gäb's de-n-es anders Mau.

Si müesse hübscheli a d's Heigah dänke u mache sedh jiz uf e Wäg d'Schtadt ab i Gashthof zum „Schlüssel“, wo Christe sis Bärnerwägeli ngschellt het. Wo si uf e Chornhusplatz chöme, macht Christe d'm Schpezierer Häberli rächts im Egge vom Schatthaltergähli no gschwind e Bsuech, um sine Lüt deheime no Verschiedenes ngschou'e. Er nimmt si Sackaländer us d'r lingge Chuttetäsche u bstellt:

- 20 Pfund Gaffee Chéribon;
- 20 Pädli Chiggere mit d'r Sunne;
- je 10 Pfund gflädeti Chärnseife u Marseillanerseife;
- 1 Sedli Soda;
- 2 Drudli Blöschügeli;
- 3 Drudli Schuewichsi vom Sutter und Kraus;
- 1 Zunderschtoß;
- 10 Pfund Meiländerris

u de no für en Metti extra: je 6 Pädli Oldenkott u Beder-tubak Nr. 7 vom gröbere, u schließlich für zwanzig Pariser-schnupf.

D'r Herr Häberli ribt vergnügt sini Händ, danket d'm Christe für dä schön Ustrag und erkundiget sich nach em Befinde vo Vater u Muetter.

Im Schlüsselstübli hei si für e Christe u si Zue-künftigi scho lang öppis z'Macht zwägbröselet gha. Nendlich chunt das junge Bäärli zur Tür ine u chöi grad zueche-sike. Währed si am Messe si, mäldet sedh d'r Chnächt vom Häberli, um die bstellte Ware, schön verpackt i me Chischli, abz'gäh. Er treit se d'ür d's Höfli düre-n-a d'Brunngah, wo Christes Fuehrwärd scho nspannt zur Abfahrt parat schteit. D's Köhli wyheret u schtampfet vor Ungeduld u ma fahet nit gwarde, bis es sini liechte Bei i Bewegung cha seke. Nid lang geit's, so gseht me Christe u Bäbi uf em Bod obe sike. Gottlieb, d'r alt Schlüsselstallchnächt u Schtübliwirt im dunkelrote Sametchäppi, wünscht dene beidne Lütli gueti Heifahrt näbscht vielne Grüez deheime. Christe git ihm no schnäll e Wink u drückt däm alte, treue Chnächt e schön's Trinkgäld i d'Hand, äbeto d'm Lade-chnächt vom Häberli.

D'Geisle fat a chlepfe; „Hü Schümu, zieh brav!“ Adio! Adio! u mit Lärme verschwindet das Gfähr über das holperige Pflaschter d'Brunngah ab. Alles luegt ne mache, däm glückliche Paar, die ihres Zämecho u ihres Glück einzig und allei d'm hütige Tag, d'm Chachelimärit z'verdanke hei.



Der Ziebelemerit auf dem Waisenhausplatz in Bern.